



Eine verwickelte Geschichte.

Novellette von Alfred Friedmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Jüngere wohnte hoch über dem Polteckstum in Zürich in einem jungen Studenten in einer Suite mit Esszimmer, bei einer allerersten Wohnung. Die Suite hatte ein kunstvolles Esszimmer. Und als der fröhliche, doch ernst arbeitende Student sich die vielen feinsten und gemütlichsten Wohnungen für feines Leben ansah, war er, trotz mancher Bedenken und Unbequemlichkeiten, lieben geblieben.

Er war ein Schweizer und hieß Jeremias Gotthelf Hürli-man. Bald nach seiner Wiederkehr von der schmalen Wäldchen mit dem süßen Lächeln lag auch ein Deutscher vom Rhein zu ihm und es war da sein Ende des fröhlichen Disputierens an den Tischen und doch so wohlwollendenden drei Wochentagen, die die fünf wackeren Menschen zusammen einnahmen. Die Jünglinge luden alles was nur gelehrt wurde. Antik, der alte Gotthelf, der edle, doch etwas kurz angebundenen Johannes Scherr, der nach früher als diese Vorbilder verstorbenen Kunst- und literarischen Erben, man Professor Arminius veran-musste, man konnte; es waren geistliche Zeiten. Was mußte das arme stämmende Mädchen mit Aufzucht, wenn über-haupt Erziehung da war, alles bei Tisch hören. Der Schweizer und der Deutsche hatten, wie Schüler, ein solches Gedächtnis. Was sie gelernt gehört, haben sie heute schon wieder vor sich, und wenn man von Kant und seinem Ding an sich sprach, schickte die moderne Witwe bedächtig ihr unweises und doch weis verwehendes Haupt und deutete angedeutet auf die hochaufgehende, mahlgebirge Witwe.

Der Deutsche spielte auch viel auf dem nicht mehr ganz jugendlichen Klavier und spielte aus Bruchstücken von Beethoven und Chopin, die in ein sehr amüsiertes Populär aufnahmen, das er selbst allerlei bunztunigen gemengten Gästen, Sump- und Saubrüder vortrug und auf das große Glück hielt. Diese spielte es allein, der Schweizer Jeremias Gotthelf Hürli-man auch. Und der (im vorausgegriffen) nahm es später einmal mit auf seine Wäldchen. Der Deutsche reiste ab und schrieb noch viel später an Hürli-man wegen dieser Bekanntschaft, er erhielt aber nur einen echi Schweizerischen, deren Abgabegeld für D Jugendfreundschaft!

Aber Hürli-man war ein praktischer Arzt in Zug geworden, hatte die Lust wie eine Hofe herangeblühende Witwe, der ja auch der Deutsche damals manch seines Worts in seine Nebenanstalt gelehrt, gerettet.

Um nun weiter vorzugehen, Jeremias Gotthelf Hürli-man, nunmehr vielgeehrter Arzt in Zug und anderswo, machte sich des Eischen aus dem mageren Wäldchen hinaus, droben auf dem Jürberg, wo damals auch noch außer Antik und Scherr der edle Schweizer Konrad Ferdinand Meyer um der Wäldchen Vorber rang. Bald nacheinander erschienen zwei Hürli-mädchen aus der feinen Elite, so reizend wie nur irgend Schweizermädchen sein können. Sie wuchsen auf im Schatzen des Rigitums und des Nilatus, genossen eine etwas merkwürdige Erziehung; ver-zogen mütterlicherseits, gepfostweilt von Vaters rauheren Händen, im übrigen aber ganz erträgliche Kreaturen. Da wollte es des Herrn unerforschlicher Ratsschluss, daß die gute Elite an einer Erziehung herrt. Nun hielten die Jünglinge eine schön allein und ergötzt sich selber, dem Papa Hürli-man tam ebenfalls tödliche, abergernt von Krantheit und Operation nach Haus und wollte sie Kunde haben. Kaum waren die Schwefel in ein Jahr alter geworden, als Papa Jeremias Gotthelf zum zweiten-mal sein Herz erbat, und den süßen Kindern eine auch süße Stiefmutter zuführte, deren teils glänzende, teils ansehnliche Eigenschaften auf die Geschwister abfielen. Nicht daß Klokate sich eine böse Stiefmutter gewesen wäre! Reichte nicht? Sie wies sogar herrliche Züge auf, die auf ihr gutes Herz schienen ließen. Hatte sie doch im Stillen manchmal ihr liebes Bett mit Rosenblättern bestreut, im Gedanken, daß einst — Jeremias Gotthelf Hürli-man ihr Gatte werden solle. Ganz wie es damals in Junglingstagen in Zürich auf dem Berg bei einem Hürli-mädchen mit Hürli-mans Schwefelwäldchen geschah, weil sie in den Nächtschmerzen, viel Jüngeren verschlossen war. Wie dem auch hier wieder sei — nun berief der unerforschliche Ratsschluss den Herrn Hürli-man ab, der sich unachtem bei einer Schneiderei eine Wäldchergang geholt hatte.

Wiederum verging eine Zeit, da die beiden Schwefel ihre Erziehung teils Eigenhändig forsetzen mußten, teils sie unter die weise Führung der Frau Klokate Hürli-mans gestellt haben.

Wieder farbte einiges ab, und als sie bereits, moralisch genommen, einem Regenbogen glichen, berief des Herrn unerforschlicher Ratsschluss auch Frau Klokate Hürli-mans ab, die sich eine neue Wäldchergang auserleide. Nicht aber, ohne nicht vorher einen stattlichen Witwer geheiratet zu haben, die Witwe den Witwer, einen Apotheker vom Schlag und ein Ernst Jahn und Heers, die jetzt die Ehre und Antik abgelehrt haben.

Herr Gotthelf Wagenbübler übernahm bei der Hochzeit und selbstverständlich nach dem Tode der unvergessenen, wackeren Klokate die beiden (sodann mitgebrachten, wie nach-gelassenen) Töchter, die nebenbei bemerkt, Sulfanna und Katin-a benannt waren, und kümmerte sich auch um eine Er-ziehung, der sie zwar schon entschaffen, die sie aber noch sehr notwendig hatten, und die ihm aber und da auf- und missiel. Da Katin-a und Sulfanna keine Kinder mehr darstellten und kurze Mädchen ihre schlanken Weine nur deshalb unflatterten, aber niemals eingewunden, weil dieses enges Gewand eben wieder Wäldchen war, ließen sie sich Einrede und Beliebung nicht allzu gerne zulassen. Mit adrethen Gaben ist heutzutage ein Charakter meist schon fertig und oft so wenig mehr modu-lationsfähig, wie ein alter Kupferstein oder ein Draht ohne Betrete. Daher gab es Halbersten, die in tagelanges Schmel-zen ausarsteten. Herr Gotthelf Wagenbübler seinerleits schien bereits über jede „Fertigkeit“ hinaus, und im Gegen-satz zum wäldchen Vogel, je mehr man ihn zusammenrollen wollte, desto borstiger wurde er. — Sehr angenehm war dieser Scher-

drithaushalt denn auf die Länge, in die er sich hinauszog, keineswegs. Je mehr man die süßen Mädels forrigierte, desto öfter taten sie insehig, was man ihnen offen verbot! Deshalb tat der edle Herr Wagenbübler, was Jeremias Gotthelf Hürli-man und die Klokate höchlich schon gelehrt. Er heiratete.

Nun schen sich Katin-a und Sulfanna neuerdings doppelt verlorft. Ihr zu erwartendes Vermögen war durch diese enge Kreuze von Witwer- und Wäldchenbetragen ganz erheblich angezogen. Die vielen Unglücks- und Glücksfälle (Hochzeiten und Begräbnisse) waren ihnen auf die Kerzen gegangen und sie stellten nur zwei ganz ruhende, weil ent-wickelte, aber sehr launische und hysterische Gotteskreaturen vor. Schick aber auf Hüllen, Tennis- oder Bootpartien, bei Konzerten und Vorlesungen (denn das mußte alles gelehrt und mitgemacht werden) ein männlicher junger Mann in ihr Gesichtsfeld trat, nachdem sie sich zusammen und legten sich so eine Art Osmose, natürlich flüchtiger Art und Natur, an. — Daher waren sie wegen Schönheit, Reichtum und — gute Familie — sehr umfellt und umwoben, wie etwa eine Reite Reihhühner oder Hahn bei einer Teilschlag. Viele mechten bei ihr, andere fürirten, alle wollten gelehrt sein. Das neue Ehepaar Wagenbübler-Kraffenhöfer hatte bald den Honigmund hinter sich. Es war sowohl nach der männlichen, als weiblichen Seite schon etwas weidlich abgerührt und hätte die Verheiratung der sie in Rühlen Grund eigentlich gar-nichts angehenden Sulfanna nebst Katin-a nicht ohne Schmun-geln mit angesehen. Aber kein Glück bis bei den zwei netten Krätzen, die ein Paar 10 Rig-Gelien wert aber noch Hahn oder Reihhühner sein sollten, angemischt an.

Das kam so. Die alten Wagenbübler-Strassenhöfer waren nämlich zu einer 4. Potenz unelisch, auf deren erstes erft die beiden schönen Schwefelherren standen. Frau Wagenbübler-Strassenhöfer trug über einem pyramidalen Haaropf noch ein kleines, kunstvollgeleitetes Loqueden, da gerade mühlendabgroße Chapeaux in Mode gingen. Darunter noch ein dunkelgrünes Spencerschen, wie es im trojanischen Krieg schon uralte war, und so mancher fragte sich, was Wagenbübler an Strassenhöfer so heiratenswertes gefunden. Je nun, Monaten. Wie sagte doch Montaigne-Crauch, wenn er es wirklich gesagt hat? Zum Reizführer braucht man Geld, und der Witwer hatte schon seinen ersten dreißigjährigen Krieg betenake hinter sich. Die Strassenhöfer war auch nicht von schlechten Eltern, schon diese hatten sich gelehrt und nun obstrigte der Witwer die Witwe. Diese blieb kein Rampstort schuldig und so schen Katin-a und Sulfanna wie es gemacht wird. Sie überlegten daher bei jedem Freitag, ob er nicht eine alzu freigebige Hand — mit Maulschellen hinter seiner Wäldchen- und Rosenrebe verberge. Endlich gelang es fast gleichzeitg zwei sinnlich überflutenden Freieren, beide Wäldchenherren bauern zu fesseln. Und zwar flapsie alles vorzüglich. Herr Karl Saran packte vorzüglich zu Sulfanna, wie Herr Edt Worten zu Katin-a wie ein Dadel zu seinem Topfe. Sie waren jedes aus demselben Metall, dem gleichen Vermögensstand und der ähn-lichen monogamen Erziehung, nur mehr letzterer Reiner et-was mehrte. Aber die jungen Leute ließen sich, um sich zu erklären, an den Vorbildern Wagenbübler-Strassenhöfer! Würden nicht Sulfanna und Katin-a mit den Jahren ebenso unelisch wie Frau Mama, ebenso brutal wie Papa werden? Sie konnten Lemart und Darwin in einem französischen Bande „Curiosities literaires“, Paris 1788, siehe etwas von Vererbung, besonders der Rüssel- und Faltphie-Eigenschaften! Worten trant nachdenklich noch eine Faltphie Ribesheimer bis auf die Reize, worauf sie an diesem Abend keinen Tropfen mehr tranten, da sie obnehin ganz hatten. Endlich ent-schlossen sie sich zu einem gemeinsamen Rühnlein, sollten die Bedingungen: „Kinder, nicht mehr wie Papa und Mama!“ Da flüchten die schönen Schwefelherren, er-läuteten und riefen endlich wie aus einem Telefon: „Aber das ist ja garnicht unser Eltern!“ Und da in der Tat Sulfanna und Katin-a auch keinen Tropfen Wagenbübler-Strassenhöferlichen Blutes in sich haben konnten, gabs alsobald zwei neue Ehepaare! Gott weis, was aus ihnen geworden ist!

Ruhr.

Hygienische MaBnahmen von Dr. med. Karl Reimer.

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Tagen veröffentlichte das Ministerium des Innern eine Warnung zur Ruhrgefahr. Indessen liegt keine Ver-anlassung zu einer allgemeinen Beunruhigung vor; denn die in den Gemeinden Groß-Berlins und in der Provinz gemeldeten Ruhrfälle waren zum Teil leichter Natur. Solche Krankheits-erscheinungen ereignen sich Jahr um Jahr in der Herbstzeit. Immerhin aber ist es gut und rationell, in Zeiten, die nicht ganz geheimer sind, der Erhaltung der persönlichen Gesundheit eine größere Beachtung denn sonst zu widmen. An diesem vorbeu-genden Sinne find auch die folgenden ärztlichen Belehrungen aufzufassen.

Krieg und Pestilenz. Ja, sie fahren beim. führen immer zu-kommen: Der Krieg und die Seuchen. Eine edle Kriegsgesche von von jeder die Ruhr. Auch in diesem jurchbarigen Weltkrieg find unsere Heere von der Ruhr nicht verschont geblieben, aber die bakteriologisch geschulte Hygiene hat mit ihrer wohnorgani-sierten Wehr und mit ihren sicheren Schutzmitteln (Impfstoffen, Heilseren, Seuchenquarantänen usw.) so vermehrt, dass mögliche, ansteckende Krankheit immer wieder im Keim zu ersticken, so daß keine Seuche daraus werden konnte. Wie z. B. noch im Kriege 1870/71, wo die Ruhr vor Maß sehr stark ausbrach.

Das Wort „Ruhr“ kommt von dem mittelhochdeutschen „ruor“ gleich „bewegen“ her. Wir finden es in „Aufruhr“ wieder, und es deutet das Wesentliche der Krankheit an, näm-

lich die krampfhaft gesteigerte Darmbewegung. Im allge-meynen kann man die Ruhr als eine Dysenterie des Dick-darms bezeichnen. Die Ansteckungswege sind in den Darmentleerungen enthalten und können selbst nach überstan-dener Krankheit noch monatelang in der Darmflora aus-dauern.

Die Entwicklungsdauer dieser Krankheitserreger erstreckt sich auf 2 bis 7 Tage. Der Verdauung ist ein einfacher Magenatarrh, Schüttelfrost und hohe Temperaturen werden selten beobachtet; auch im weiteren Verlauf besteht nur müdige, aber unregel-mäßiges Fieber. Die Selbstkuren nehmen schnell zu, die Durchfälle häufen sich (in schweren Fällen 20 bis 60 in 24 Stunden) und bieten schließlich eine wäflrig-schleimige Masse dar, die mit Eiterfäden und Blut durchsetzt ist.

Diese schwere Darmentranung nimmt den ganzen Körper mit. Der Appetit liegt darnieder, der Schlaf ist gestört, die Haut ist kühl, der Puls klein und schnell, und der Kranke leidet unter großem Durst, oft unter Schläfen und Erbrechen. Die schmerz-haften Beschwerden allerdings verursacht der quälende Stuhlgang. Die Werbung zum Besseren meldet sich gewöhnlich im Beginn der zweiten Woche. Die Durchfälle werben späterlich, rein schleimig und dem normalen Inhalt ähnlich. Mit dem Appetit hebt sich der Allgemeinzustand. Immerhin bleibt noch lange eine Reizung zu Rückfällen bestehen.

Die stärkste Waffe, die wir den Seuchen gegenüber besitzen, ist eine strenge Vorbeugung, die darauf ausgeht, durch Drain-nage (Entwässerung) des Bodens, zweckmäßige Kanalisation, gute Wasserleitung, gesundheitspolizeiliche Lieberwachung der Wassertröche usw. die gemeinsame Ansteckungsquelle, nämlich, fauliges, verunreinigtes Wasser, zu verstopfen und zu beseitigen. Anders jedoch liegen die gesundheitspolizeilichen Verhältnisse, wenn Wars die Stunde regiert. Da muß das Hauptgewicht auf die persönliche Gesundheitspflege gelegt werden. Jeder soll treu auf Posten stehen, ein müdiges Leben führen, sich genau be-obachten, vor allem aber die geringste Unpäßlichkeit und Er-kältung, die leicht einen Darmatarrh im Gefolge haben, nicht vernachlässigen, sondern unverzüglich vorbeugende Maßnahmen treffen beim. einen Arzt ziehen.

Nicht ganz einmündigen Kinder trinke man nur abgekoch-t oder verlehrt es wenigstens mit Zitronensaure (1/4 Messerspitze zu einem halben Liter) oder Zitronensaft (1/2 Tasse). Man esse nichts Unreines und Ungebackenes.

Das gelunde, köstliche Obst steht jetzt gar hoch im Preise! Trotzdem trifft man nicht selten auf den Märkten und Straßen kleine und große Leute, die einen Apfel oder eine Birne, die sie eben von einem Händler gekauft haben, schätzenswert geizig ver-schmausen. Denken denn diese Menschen nicht einmal darüber nach, was der Apfel oder die Birne auf dem oft recht langen Wege vom Baum bis zum Käufer alles durchgemacht? Das Gemisch ungewaschenen Obstes kann sie nicht nur selbst schädigen, sondern sie können auch als sogenannte Bazillenträger für ihre Umgebung gefährlich werden. Kinder aber und Erwachsene mit schwacher Verdauungsstark sollen solches Obst nur geduldet oder gedenken verzehren.

„Schaltet euch gesund!“ Im Zeichen der öffentlichen Be-wirtschaftung, in dem wir jetzt leben, ist es wäldlich nicht leicht, diese Mahnung zu befolgen und zu erfüllen. Wie Kriegs-wirtschaftlichen Maßnahmen und Verordnungen scheinen qua-litätsverlechernd zu wirken, und den Schweißmitteln des Bür-stellens, des Badtrags, der Marmeladen, Konfervenfabrikation usw. rüdt kein Polstigt mehr auf den Leib. Was muß da alle Sorgfalt bei der Zubereitung der Speisen, wenn das Koch-material minderwertig ist oder die rechten Zutaten fehlen.

Wenn es unter diesen erkümmerten Ernährungsverhältnissen sich nicht leicht vermeiden läßt, daß die Verdauungsorgane streiten, so verpflichtet sind der Selbsthaltungsertrieb erst recht zur Mäßigkeit und Regelmäßigkeit im Essen und Trinken. Ferni aber sei von uns alles Bangen und Jagen! Eine gedrückte, ängstliche Stimmung, seifliche Niedergeschlagenheit, insbesondere Furcht vor Ansteckung, begünstigen nur die Erkrankung, weil alle körperlichen Verrichtungen mehr oder minder unter der Herrschaft des Geistes und Willens stehen.

Bei Magenbeschwerden, Erbrechen, Kolliken usw. genieße man sich köstliche Suppen, leichte Breie, durch das Sieb ge-schlagene Gemüße. Ein guter Helfer ist der „Bierbräu“ (ein in lauem Wasser gut ausgewaschenes Handbrot vom Küchler her um den Leib, ein Flanel- oder Wolltuch darüber gelegt).

Auftretende Durchfälle kann man durch die Boia alba (sehr pulverisiertes Leinwand) beseitigen. Man füllt ein Halbliter-glas gut bis zur Hälfte mit frischem Wasser, schüttelt 100 bis 125 Gramm Bohnenpulver auf das Wasser. (Ist es unterfinten, rührt dann erst mit einem Stöffel gut um und laßt das Glas auf ein-mal oder wenigstens in kurzer Zeit. Je kälter die Flüssigkeit ist, desto leichter und angenehmer wird sie getrunken. (Kinder erhalten 60 Gramm auf 150 Gramm Wasser.) Nach drei Stunden kann man die gleiche Menge noch einmal einnehmen. Ruher Wasser oder Tee wird in den nächsten 24 Stunden nichts gereicht.

Die Ruhr verbreitet sich vorzugsweise durch unmittelbare Uebertragung bei der Pflege des Kranken, weiter auch mittel-bar durch beschmutzte Wäldchen und Nahrungsmitel. Dafür bietet peinlichste Sauberkeit den besten Schutz; Waschen der Hände in heißem Wasser und mit Seifen-Schaum nach Berührung von Kranken und Krankheitsverdächtigen, sowie vor der Bereitung und Berührung von Nahrungsmiteln, vor dem Essen usw. (Weiß- und Laub, Wasser um Geise sind die schieren Lieberwälder aller Krankheitsstufen in Wohnungen, Kleibern und am Körper.

Wie der Teufel einem armen Soldaten bestand.

Eine italienische Soldatenjagd.
Nachzählt von Albert Fried.

(Rauchend verboten.)

In den italienischen Kasernen erzählen sich die Soldaten in den Feiern gern allerlei Geschichten. Das mag wohl auch anderswo der Fall sein. Während aber sicherlich bei uns in Deutschland die Kriegsgeschichten wirklich der Begehrtesten sind, haben die Kinder des Südens noch eine nahe Freude an den Erzählungen von allerlei Volksmärchen und Sagen, mit denen man zweifellos den deutschen Kriegern kaum kommen dürfte.

Gleichwohl könnte auch das nachfolgende Soldatenmärchen, das, wie die italienische Quelle berichtet, in italienischen Kreisen sehr bekannt und ganz nach dem Geiste eines italienischen Soldaten ist, deutsche Soldaten belustigen.

Vorausgesetzt sei, daß das Märchen zu der Zeit spielt, da beim italienischen Militär noch die Prügelstrafe in Gebrauch war, die ja auch dort längst abgeschafft wurde, wenn auch viel später als in Preußen.

Zu jener Zeit nun war ein armer Bauer Soldat geworden, der recht viel von seinen Vorgefetzten zu leiden hatte. Es regnete geradezu Stodprügel auf ihn, und fortwährend erhielt er Strafwochen.

Als er auch wieder einmal den Korporal feindlich zu schmeiden bekommen hatte und danach noch seine Strafwache beziehen mußte, stand er auf seinem Posten und hielt in der einen Hand sein Gewehr und rief sich mit der anderen die obergeliebten Glieder und schaute dazu und rief ein über das andere: „Oh, ich armer Teufel! Wenn mir nur jemand helfen könnte!“

„Ich kann's!“ sagte da plötzlich ein feiner Herr, der obne daß der Soldat sein Kommen bemerkt hatte, vor ihm stand.

„Oh, wie wollen Sie mir denn helfen, mein Herr?“ fragte der Soldat. „Und wie kommen Sie dazu, sich einem armen Teufel, wie ich bin, beizufügen?“

„Gerade, weil ich ein armer Teufel bin“, meinte der feine Herr, „will ich es tun. Ich bin nämlich auch ein Teufel, und daß ich nicht arm bin, siehst du wohl an meiner Kleidung!“

Der Soldat erschrak nun zwar, denn mit dem wirklichen Teufel hat es selbst ein Soldat nicht gern zu tun, aber da er sich doch so freuzunglücklich fühlte, so sagte er: „Ja, wie wollen Sie mit denn helfen, Herr Teufel?“

„Das stellt du schon fest! Vorläufig wirst du ja noch nicht von deinem Posten abgeholt. Die dies geschieht, bringe ich dich nach meinem Schloß; dort tauschen wir die Kleidung, und dann leiste ich hierher zurück und verlese deine Dienstrolle so lange, bis ich dich wieder abholen werde. Inzwischen kannst du auf meinem Schloß herrlich und in Frieden leben, tanzst du viel essen und schlafen wie du willst und dich dazu bedienen lassen.“

„Eßen und schlafen, soweit ich will und dazu noch bedienen lassen, ist ganz nach meinem Geschmack, Herr Teufel!“ meinte der Soldat und willigte ein, dem feinen Herrn zu folgen.

Dieser war in der Tat der Teufel, und das merkte wohl auch der Soldat bald, als der feine Herr ihn anfaßte und mit ihm durch die Wüste fuhr. Weisake hätte er das Schreck bei dieser Lustfahrt das Gewehr verloren, aber als es ihm entfallen wollte und er danach griff, stand er auch schon auf festem Boden und das Gewehr lag unverletzt zu seinen Füßen, und als er aufblickte, befand er sich in einem Schloß.

Er wollte sich umhören in der Nacht, die da ringsum war, aber schon winterte der Teufel Diener herbei, die so fein gekleidet waren, daß sich der Soldat vor ihnen tief verbeugte, weil er sie für vornehme Herren hielt. Aber die Diener verbeugten sich ihrerseits ehrerbietig und halfen ihm beim Auskleiden, während andere Diener dem Teufel beim Ablegen seiner Kleidung behilflich waren. Das ging alles blitzschnell, und ebenso schnell zogen dann die beiden mit Hilfe der Diener die andere Kleidung an, und der Teufel stand da als Soldat.

Dann verabfolgte er sich, und der arme Soldat blieb zurück in dem Schloße, wo die Diener nur immer um ihn herumlogen, um seiner Befehle und Winke gewärtig zu sein. Sie brachten die herrlichsten Speisen herbei, und nachdem der Soldat soviel gegessen, wie sonst in einem Monat kaum, legte er sich zur Ruhe.

Der Teufel aber stand unterdessen als Soldat Posten. Das war ihm ganz etwas neues, und um sich die Zeit zu füllen, trieb er allerlei tolle Dinge. Er hängte Zitronentische und Bajonnet auf einund dieselbe Seite, hielt das Gewehr verkeilt, so daß der Kolben über die Schulter gelegt war und er den Lauf in der Hand hielt. Und als er so, jedem Regimente zumüber, dasankam, kam die Wälfung. Der Gelehrte, der sie führte, war entsetzt, als er den Soldaten, der schon so viel auf dem Kerbholz hatte, daß es statt seiner der Teufel war, merkte er natürlich nicht, sich erlaube, solche Tollheiten zu treiben. Er befahl ihm, sofort eine vorchriftsmäßige Haltung anzunehmen, aber der Teufel, dem der Jörn des Vorgefetzten viel Spaß machte, ließ dem Gelehrten lachend ins Gesicht und änderte seine Haltung nicht.

Nun ging's zur Kaserne, wo der Gelehrte den Teufel sofort zum Korporal beförderte und Weibung von dem neuen Vorgefetzten machte, aber auch vor dem Korporal blieb der Teufel in so unvorschriftsmäßiger Haltung, und zornig darüber, daß sich Weisake nicht einmal vor so einer hohen Person Angst habe, gab der Korporal dem Teufel eine mächtige Ohrfeige. Aber im gleichen Augenblick fuhr er auch schon mit der Hand zurück und sagte sich an sein eigenes Gesicht, das so schmerzte, als ob er selbst die Ohrfeige erhalten habe. Ja, sogar Mut strömte ihm aus der Nase, während der Teufel so ruhig lächelnd dahinstand, als wenn garnichts geschehen wäre.

Da befahl denn der Korporal diesem Tagelöhner, mit dem garnichts anzufangen war, er möge seiner Wege gehen, und der Teufel begab sich feilenbergnut auf sein Mannschaftszimmer, zog sich gemächlich aus und legte sich zu Bett, obwohl noch garnicht Schlafenszeit war.

Unterdessen machte natürlich der Korporal dem Feldwebel Meldung über die neuen Untaten des lächerlichen Gelehrten, und beide Herren beratschlagten, was man mit dem Bösewicht tun könne. Es mußten ihm allerlei Strafen publiziert, aber sobald diese ausgeführt werden sollten, bastierten immer merkwürdige Dinge. Der Hauptmann befahl, daß der Teufel in Eisen gelegt werden sollte, aber das Eisen wurde in den Händen dazwischen, die es ihm anlegen wollten, glühen, so daß sie es fallen lassen mußten, und als der Hauptmann diesen Spott dem Obersten mitteilte, lachte dieser höflich auf, weil er bereit Dummbreien nicht glauben wollte, und befahl, daß man dem Bösewicht hundert Stodprügel aufsäße. Und damit diese tüchtig ausgeführt würden und kein „Spur“ passierte, wählte der Oberst selbst die beiden handfesten Soldaten aus, die die Exekution vollbringen sollten. Nachdem er das getan, begab sich der Oberst zu einem Festessen, zu dem er gerade an jenem Tage erlaben war, und zu welchem rechtzeitig zu gelangen er sich beilen mußte.

Raum lag er aber zwischen vier schönen Damen bei Tisch, mußte er furchterlich aufstöhnen, so daß keiner wahrte, was denn mit ihm geschehen sei. Die ganze Gesellschaft sprang auf, während der Oberst immer schmerzlicher schrie und sich den Rücken hielt. Er rief einem Diener zu, er möge sofort zur Kaserne eilen, daß die Exekution eingeleitet werde, da aber niemand begriff, was das mit dem Schmerzen des Obersten zu schaffen habe, und der Diener sich deshalb auch nicht beilte, kam dieser erst in die Kaserne, als der Oberst schon beinahe die ganzen hundert Stodprügel auf seinem Rücken säßte.

Nun nahm sich aber der Oberst den Bösewicht persönlich vor. Er sagte ihm, er wolle ihm die weitere Dienstzeit schenken und ihm den Abstieg geben. Aber der Teufel schüttelte mit dem Kopf. Es gefiel ihm sehr gut in der Kaserne. Er wollte Soldat bleiben.

Der Oberst seufzte, und der Teufel ging lachend von dannen und verübte wieder allerlei tolle Streiche, spielte den Kameraden allerlei Schabernack und ätzerte die Herren Vorgefetzten.

Da nahm sich ein Kamerad, der sehr ungeduldig über den ihm vom Teufel verübten Schabernack war, vor, er wolle sich an dem Teufel schon rächen. Er verpackte ihm die Sachen, zum Beispiel die Hufeisen, wenn er des Morgens aufstehe und sich anziehen wolle. Aber anstatt beim Teufel schlafen dann die Hufeisen am Bett des Soldaten, der die Hufeisen des Teufels verpackt hatte. Da rief jener Soldat zornig das Gewehr an sich, zielte und schoß dem Teufel mitten ins Herz. Ganz gemächlich lagend zog der Teufel die Fucel aus dem Brustkanal, warf sie dem Altenäter zu und dieser fiel zu Boden.

Als dies der Oberst vernahm, da sah er wohl ein, daß dies nicht mehr so weitergehen könnte. Er mußte diesen gefährlichen Soldaten los werden; er konnte ihm mit seinen Tollheiten das ganze Regiment außer Rand und Band bringen. Und doch wiederum wollte er der Oberst nicht, an seine eigenen Vorgefetzten sich zu wenden, da er mit Recht befürchtete, man würde ihm den Spieß, den dieser Soldat treibe, nach und nach, er fenne unmaßig in Dreck kommen, daß er es wage, dazwischen den hohen Vorgefetzten vorzutragen.

So ließ er sich den Soldaten noch einmal kommen und sagte zu ihm: „Ich schenke dir mein ganzes Vermögen, nur laß dir den Abstieg geben! 200 000 Lire sollst du erhalten, wenn du freiwillig gehst!“

„Gut“, sagte der Teufel, „ich bin einverstanden, Herr Oberst, ich werde meine Sachen zusammenpacken, holen Sie inzwischen die 200 000 Lire!“

Und während der Oberst das Geld holen ließ und der Teufel angehtig ging, um seine Sachen zusammenzupacken, war dieser fluch in sein Schloß gefahren.

Der Soldat mußte als seinen Mut zusammennehmen um so dreist aufzutreten wie es ihm der Teufel anbefohlen. Als er aber sah, daß ihm trotz seines höflichen Lachens feiner etwas zu tun war, packte er sein Bündel, aing mutig um Oberst, empfing das Geld und ging fröhlich von dannen. So hatte der Teufel einem armen Soldaten geholfen.

Die englische Kriegsjre willige.

England hat einen Frauentyp im Kriege hervorgebracht, schreibt Simone LaBrun in einem Londoner Brief im Dewore vom 3. November, dem wir in Frankreich, wo gewiß mehr Soldat getötet worden sind, nichts Gleichwertiges an die Seite zu legen haben. Die englischen Frauen widmen sich der Kriegsjre mit weniger Begeisterung, aber mehr Ausdauer. Einmal von dem großen Kriegswert ergreifen, reisen sie sich nicht mehr von ihm los. Sie arbeiten mit Methode.

Dienstmädchen sind nicht mehr zu finden. Ladenfräulein gehen scharenweise ihren Beruf auf, die kleinen Modistinnen lassen Blumen und Federn liegen und alles dreht Granaten. Auch die Damen der Gesellschaft arbeiten in den Munitionswerkstätten. Die vornehmsten Frauen scheuen sich nicht vor den niedrigsten Arbeiten, und nicht etwa nur, um ein Beispiel zu geben, sondern wegen des Resultats. Was die englischen Kriegsjrewilligen Arbeiterinnen leisten, ist bemerkenswert. Die Frauen und jungen Mädchen ohne einen Lebensberuf widmen die Hälfte ihrer Zeit ihrem Bank. Die, welche einem Beruf nachgehen, arbeiten freiwillig des Sonntags und nicht bloß drei oder vier Wochen hindurch, sondern fortwährend. Sie opfern dem Vaterland sogar die Hälfte ihrer Ferien, viele sogar ihre ganzen Ferien. Als Französisch nahm mich das natürlich wunder, und eine alte Lady, die mein Erlaunen bemerkte, rief mir zu: „Eine Engländerin würde sich schämen, sich zu amüsieren, während unsere Söhne und Männer sterben!“

Ihre Hauptwirkfamkeit findet natürlich auch die englische Kriegsjrewillige in den Lazareten. Sie geht ganz in ihrem Schwesternberuf auf, fürchtet sich nicht, sich die Finger schmutzig zu machen und ist ebenso bereit, nach Frankreich an die Front zu gehen, wie nach Serbien, Ägypten oder Mesopotamien zu reisen. Die eine hat seit Kriegsbeginn alle Morgen das Neß für die Biddings auszumengen, die andere zählt dierundzwanzig Monaten alle Tage die blutige und schmutzige Wäsche der Verwundeten durch, noch eine andere bekümmert sich nur um

Die Fenerung. Jede sagt sich, daß sie mit ihrer Arbeit den Frieden beschleunigt. In den Kasernen wahlen Professoren, gattinnen und Damen der höchsten Aristokratie ihres Munitionsarbeitern das Eßen und waschen das Gesicht ab. Am charakteristischsten aber zeigt sich das Warten der englischen Kriegsjrewilligen bei der Ernte. In allen Agenturen, auf den öffentlichen Kentern und Universitäten liegen Eßen aus, in denen sich die Frauen und jungen Mädchen als Erntehilfe eintragen können. Auch findet man nicht selten Anzeigen folgenden Inhalts in den Zeitungen: „120 Frauen für treuwillige Erntehilfe gesucht. Vorderhirde, usw.“ Auf dem Lande sieht man dann die reichen Engländerinnen, die früher ihr Auto selbst lenkten, die schweren Wärmamaschinen treiben. Die anderen binden die Garben, melten die Milch, füttern das Geflügel. Kurz, die englischen Frauen beweisen noch heute im Interesse ihres Landes denselben Eifer, der sie früher verleitet, die Schaufel in der Dystrodret einzuschlagen, sich den Kneppferden in den Weg zu werfen oder sich mit Schutzblechen zu bogen, und haben die Sache in der Frauenbewegung nie so gefördert wie durch ihre jetzige Haltung.

Natürlich müßte die Französin, ihre Landsmänninnen würden sich auch ebenso zielbewußt und eigennützig an der Kriegsjre beteiligen.

Bunte Zeitung.

Die Sorge um Mensch und Tier.

Man weiß 'Dewore zwei bezeichnende Gesichtspunkte zu erzählen:

Das 3. Kolonialregiment soll zum Winter mit wärmenden Trüfs und andern Unterzeug versehen werden, das nach dem Grade der Bedürftigkeit zur Verteilung gelangen soll. Um die Bedürftigkeit glaubhaft zu gestalten, bedarf es jedoch eines Bedürftigkeitszeugnisses aus der Heimat. Nun sind die Leute dieses besonderen Regiments sämtlich in den Kolonien beheimatet. Bis ihnen das Bedürftigkeitszeugnis aus Lenkin oder Madagagast zugeht, ist daher wohl an unehmen, daß, wenn nicht der Krieg, so doch mirbelndens der Winter um ist.

In der Elektrischen unterhalten sich zwei Damen mit einer Bekleidungsfrage, die den ganzen Wagen zu Zeugen nimmt.

„Ich muß mich fürchterlich beulen, daß ich nach Hause komme. Habe wahrscheinlich viel zu tun.“

„Was Sie schon zu um haben mögen! . . .“

„O bitte, ein wärmendes Wams. Und was das für Arbeit macht, ist kaum zu glauben.“

„Ist es denn für einen Soldaten?“

„Aber nein. Für mein hübschen natürlich. . . . Mit der Saugfähigkeit habe ich ihn ausprägen müssen. Er ist nämlich ein echter ‚Chineer‘ und friert so schrecklich.“

Nicht schlimm.

„Die sind ja freudliche Befunder.“ „Ach, das ist also Ihr Lächeln. Wie es seinem Vater doch ähnlich sieht.“ Der boshafte Onkel: „Das ist nicht so schlimm. Wenn es nur gesund ist.“

Preis-Rätsel.

Rösselsprung

laßt	für	mein	sies	mit	te	die
und	o	ben	mann	trom	jer	ten
mann	klin		ro	ker	kann	heu
blut	die			tag	ro	und
gen	mit	der		che	len	gen
sie	te	dos	mir	wir	mit	sen
blut	woos	ten	knoch	el	klin	wol

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 45:

„Das Leben ist ihr besser, als Redner und Busch.“

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein: Heinz Giesler, Kurt Dartsch, Eise Hummel, Rudolf Apel, Et. Ulrich-Milch, Käthe Freiler, Ella Reichen-Ermstehen, Martha Basse, Otto Bolke, Frau E. Götter, Günter Giese, Paul Gotsche-Medlowitz, Charlotte Bester, Gustav Grunide, Walter Hühne-Laubegast, Johannaes Hoenno-Diemis, P. Heine, Ella Haale, H. Jahn, Annemarie Janßen, Dr. Kraule-Wilfpringe, Elisabeth Aleebert, Alfred Karig jun., Elisabeth Koch, Fritz und Kurt Linde, Sidde Wehner, E. Teufel, Paul Müller, Frau Maria Müllers, Eise Wolle, Maria Müller, J. Wartig, A. St. im Felde, Egidie Wimmer, Margarete Rebe, Ilse Schöe-Annendorf, Walter Pflaß, Olga Schöe, Günter Schöe, Frau Elyta Stittich, Oskar Stegmann, A. St. Cassel, A. Tenold-Stahfurt, Käthe Wieser, Kurt Woelde, A. St. im Felde, Hermann Wilke, Ilse Ziegeler-Lorche, Egidie Hartmann, Frau Hedwig Knöchel-Wilberstein, Herbert Wehner.

Preis erhielt Heine Giesler, hier und zwar:

„Aus Deutsch-Dänisches Starns- und Drangarische“

von Dr. A. Beder.

Nachträgliche Lösungen gingen ein: Charlotte Schöe, Walter Hühne-Laubegast.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittig in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösungen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfindet es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.